

Josefus – wie übrigens ähnlich auch über die Verfasser der Evangelien – urteilt: „Dem Geist seiner Zeit folgend ... , hatte er nicht die geringsten Probleme damit, Einzelheiten abzuändern oder sich über historische Präzision überhaupt hinwegzusetzen, um seine Darstellung nach den Vorgaben der zeitgenössischen literarischen Rhetorik zu gestalten“ (S. 137, vgl. S. 67).

Das Buch stellt innerhalb der Josefusforschung ein Ereignis von besonderem Rang dar: einmal weil es zusammenfassend über diesen bedeutenden Historiker berichtet und so vielleicht auch der langen Zeit verbreiteter Josefus-Abstinenz ein Ende macht, zum anderen wegen der in ihm vertretenen neuen Sicht, die sich mit ihrer konsequenten Kontext-Orientierung auf der Höhe der heutigen Forschungssituation bewegt. Es bietet eine ausgezeichnete Literatúrauswahl, einige Karten, Bilder, Tabellen. Es hat auch ein Stellenregister, leider fehlen Autorenregister und Sachregister. Letzteres war – wenigstens in knapper Form – in der amerikanischen Fassung noch enthalten.

Helgo Lindner

Alan R. Millard. *Pergament und Papyrus, Tafeln und Ton: Lesen und Schreiben zur Zeit Jesu*. Biblische Archäologie und Zeitgeschichte, Bd. 9. Gießen; Basel: Brunnen, 2000. Pb., 256 S., DM 39,80

Bei dem vorzustellenden Werk handelt es sich um die Übersetzung und in den Anmerkungen für den deutschsprachigen Leser durch den Herausgeber der Reihe, Rainer Riesner, bearbeitete und ergänzte Fassung des im gleichen Jahr erschienenen Buches *Reading and Writing in the Time of Jesus* (Sheffield Academic Press). In gekonnter, unprätentiöser Weise führt der bekannte Liverpools Semitist in 8 Kapiteln in die literarische Welt des 1. Jahrhunderts ein. Den Schwerpunkt bildet dabei die palästinische Heimat Jesu. Der Autor beschränkt sich jedoch nicht auf diesen geographischen Focus sondern blickt aus einer reichsrömischer Perspektive auf Palästina und analysiert die dortige Situation aufgrund der reichlich fließenden Informationen aus Ägypten (Papyri-Funde) und Rom (literarische Überlieferungen über den Literaturbetrieb des 1. Jh.).

Das *erste Kapitel* „Alte Bücher und ihr Überleben“ gibt einen knappen Überblick über Bibliotheken in der Antike und die Zufälligkeiten der Überlieferung antiker Literaturwerke. Weiter behandelt wird „Das Schreibmaterial“, u. a. Papyrus, Leder und Ostraka. Hervorzuheben sind hier die Notizbücher aus Wachstafeln oder Holzblättern, die ein schnelles Mitschreiben vor Ort erlaubten. Solche „Notizbücher“ sind archäologisch für das Palästina der Zeit Jesu bezeugt u. werden von M. in den letzten beiden Kapiteln für die Möglichkeit des unmittelbaren Festhaltens von Jesusworten durch seine Jünger bzw. Zuhörer herangezogen. Der unter der

etwas irreführenden Überschrift stehende Abschnitt „Die Textzeugen“ bietet einen interessanten Einblick in die Papier- (besser müsste man sagen: Papyri-)flut der gut funktionierenden hellenistischen und römischen Bürokratien, wobei die darin referierten statistischen Berechnungen einmal mehr zeigen, wie bruchstückhaft das Erhaltene ist. Dennoch kann daraus ein umfassender Einblick in die literarischen und bürokratischen Verhältnisse abgeleitet werden, weil die meisten dokumentierten Vorgänge (Kaufverträge, Quittungen, Steuerbescheinigungen, Militärdiplome) tausendfach in derselben Weise vorkamen. Schwerer wiegt dagegen der Verlust von literarischen und persönlichen Dokumenten, da sie einen stärker individuellen Charakter besitzen.

Das *zweite Kapitel* „Frühchristliche Manuskripte“ bietet einen Überblick über erhaltene christliche, in erster Linie ntl. Texte bis ins 4. Jh. Während aus dem 1. Jh. keine gesicherten Textzeugen überliefert sind (die Identifizierung von 7Q5 als Teil des MkEv und von P⁶⁴ ins 1. Jh., wie sie publikumswirksam C. P. Thiede vertritt, werden ausführlich vorgestellt u. abgelehnt), stammen acht aus dem 2. Jh. Drei davon enthalten Teile des MtEv, zwei des JohEv und bezeugen damit schon für das 2. Jh. die Vorrangstellung dieser beiden kirchlichen Hauptevangelien. Das 3. Jh. mit rund 80 Textzeugen belegt überlieferungsgeschichtlich die rasch angewachsene Vielfalt der christlichen Literatur (zur Bewertung dieser Zahlen s. auch Kap. 3, S. 75–79).

Kapitel 3 informiert über die „Die Form des Buches: Kodex kontra Rolle“ und die Thesen über die Entstehung des Kodex, der sich wohl aus Pergamentheften (eine Variante der hölzernen Notizhefte) zum eigentlichen Pergamentbuch entwickelt hat (S. 64f.). Die Ansätze dafür liegen möglicherweise im Rom des 1. Jh. Die Christen scheinen von Anfang an den Kodex gegenüber der unhandlicheren Rolle bevorzugt zu haben, die Gründe dafür sind jedoch nicht eindeutig (einen Überblick über die verschiedenen Hypothesen S. 65f. u. 71–75). Die christlichen Texte besaßen schon sehr früh (Anfang des 2. Jh. oder noch eher) einige charakteristische Besonderheiten, darunter die Verwendung von Abkürzungen für die *nomina sacra*. Dahinter steht möglicherweise eine christliche Schreibertradition, die im syro-palästinischen Raum aufkam und in Antiochia am Orontes ihr Zentrum gehabt haben könnte (S. 71). Zu erwähnen ist ferner die Anlehnung des Schriftbildes, der Abschnittmarkierungen und der Schreibweise der Zahlen an *dokumentarische* und nicht an literarische Texte (S. 67–71). Die kritische Bedeutung dieser Beobachtung für die literaturwissenschaftliche Behandlung der Evangelien, wie sie im Rahmen des *literary criticism* derzeit Mode ist, ist bisher noch nicht untersucht worden.

Das *4. Kapitel* „Schreibkunst im herodianischen Palästina“ ist mit fast 50 Seiten das umfangreichste. Es informiert über die Verwendung des Aramäischen, Griechischen, Hebräischen und Lateinischen im 1. Jh. im religiösen, literarischen und alltäglichen Gebrauch, teilweise mit Textbeispielen in Übersetzung. Das Kapi-

tel ist eine gute Einführung in die vorhandenen literarischen und nichtliterarischen Texte (Münzlegenden, Graffiti, Ostraka, Inschriften).

Direkt anschließend geht das 5. Kapitel „Eine mehrsprachige Gesellschaft“ der Frage nach, ob die verschiedenen Sprachen auf verschiedene Sprechergruppen verteilt werden müssen, oder ob es Überschneidungen gab. Besonders wichtig sind in diesem Zusammenhang zweisprachige Inschriften und sonstige Hinweise, die auf die Kenntnis mehrerer Sprachen hindeuten. Ausführlich werden die aramäischen Lehnwörter im Neuen Testament sowie die Latinismen besprochen, die M. als Beleg dafür auffasst, dass Latein weiter verbreitet war als allgemein angenommen (vgl. S. 147–153: Gesprochenes Latein im herodianischen Palästina?). Ein eigener Abschnitt ist der Sprache Jesu (S. 139–146) gewidmet. Nach M. sprach Jesus Aramäisch, aber die Möglichkeit, seine Worte ins Aramäische zurückzuübersetzen, beurteilt er mit Recht zurückhaltend. Hebräisch als Sprache der Heiligen Schriften seines Volkes konnte er lesen, ob er es auch sprach, ist nicht nachweisbar (anders Riesner in seinem Geleitwort S. 5). Die bekannten Sprecher des Hebräischen stammen vielmehr „aus einem relativ kleinen Gebiet um Jerusalem ... und aus einer kleinen Anzahl von Familien, die Verbindung zum Tempel hatten“ (S. 146). Dagegen hält es M. für möglich, dass Jesus Griechisch verstand und auch gelegentlich gebrauchte.

Im 6. Kapitel geht der Vf. der Frage nach „Wer las, und wer schrieb?“. Darin zeigt er, dass für Palästina (einschließlich Galiläas, vgl. S. 182–184) im 1. Jh. zumindest einfache Lesekenntnisse weit verbreitet waren und nicht nur ein städtisches Phänomen darstellten. Außerdem gab es sowohl in der Stadt wie auf dem Land eine größere Anzahl von Personengruppen, die aufgrund ihres Berufs mit Schreibtätigkeiten betraut waren und darum der Bevölkerung über ihre eigentliche Arbeit hinaus bei der Anfertigung schriftlicher, insbesondere juristischer Dokumente behilflich sein konnten. Die Fähigkeit des Schreibens war zwar weit weniger verbreitet als die des Lesens, allerdings war das Schreibenkönnen für viele Berufe auch nicht wichtig. Es genügte, Zugang zu jemand zu haben, der schreiben konnte.¹ Weiter geht M. auf die Frage ein, wer überhaupt Bücher besaß (S. 158–167), wo sie zu finden waren (z. B. in Synagogen und Lehrhäusern, im Tempel und nicht ganz selten in Privatbesitz) und wie teuer die Abschrift eines Buches in etwa war. Es versteht sich von selbst, dass hier vieles auf Vermutung und Analogien beruht, aber doch so, dass ein lebendiges und nachprüfbares Bild der Lese- und Schreibtätigkeiten entsteht, wobei M. sehr deutlich zwischen Literatur im engeren Sinn (wozu auch die Heiligen Schriften zählen) und Gebrauchstexten

¹Noch heute findet man beispielsweise in Ostjerusalem professionelle Schreiber vor den Behörden ihre Dienste auf dem Gehweg anbieten: wer einen Antrag oder ein Formular auszufüllen hat, nimmt sie in Anspruch, da sie über die nötigen formalen Kenntnisse und eine Schreibmaschine verfügen! D. h. aber nicht automatisch, dass die Kunden der Schreiber nicht schreiben können; sie wollen lediglich in formalen Dingen alles richtig machen; zudem verfügt nicht jeder über eine Schreibmaschine oder eine leserliche Handschrift.

aus Verwaltung, Handel, Militär- und Steuerwesen, aber auch Briefen und persönlichen Aufzeichnungen unterscheidet. Der Umgang mit Letzteren war in weiten Teilen der Bevölkerung eine Selbstverständlichkeit. Die literarische Produktion in Palästina (Qumrantexte, apokalyptische Literatur, Gebete u. psalmenähnliche Sammlungen etc.) zeigt jedoch, dass es nicht wenige Juden gab, die auch im eigentlichen Sinn (religiöse) Literatur produzieren wollten und konnten, was wiederum auch Rezipienten solcher Literatur voraussetzt. Die Übersetzung zahlreicher hebräischer oder aramäischer Texte ins Griechische, ein keineswegs auf die Diaspora einzuschränkender Vorgang, zeigt darüber hinaus, dass es auch Bedarf an Lesestoff in Griechisch gab. Ein Teil der jüdischen Literatur ist bekanntermaßen von Anfang an auf Griechisch geschrieben worden.

Mit dem 7. *Kapitel* geht M. dann auf die Evangelienüberlieferung im engeren Sinn ein, indem er die in der Überschrift genannte Alternative „Mündliche Überlieferung oder schriftliche Berichte?“ als Scheinalternative darstellt und damit die Grundlagen der klassischen Formgeschichte mit guten Gründen in Frage stellt. Seines Erachtens spricht aufgrund der verbreiteten Fähigkeit zu verwaltungsmäßigen Notizen und Aufzeichnungen nichts gegen die Annahme, dass sowohl von den Aussprüchen Jesu als auch von seinen Taten schon vorösterlich Notizen von Zuhörern oder Betroffenen angefertigt worden waren, so dass von Anfang an schriftliche und mündliche Tradierung einander ergänzten und darum nicht in ein Nacheinander aufgespalten werden sollten. Er zeigt ferner, dass die Hervorhebung der mündlichen Lehre sowohl in der griechischen Schulphilosophie wie in der rabbinischen Überlieferung kein Argument gegen eine schriftliche Abfassung des Lernstoffes darstellt, sondern lediglich die *ausschließlich* schriftliche Weise des Lernens ohne Lehrer und die Möglichkeit der Nachfrage als defizitär angesehen wurde.

Das *abschließende Kapitel* „Antike Schreibkunst und die Evangelien“ fasst den Ertrag noch einmal zusammen unter Hervorhebung der Möglichkeiten, sehr früh mit schriftlichen Vorformen der Evangelienüberlieferung zu rechnen. Auf die Frage der Sprache (Aramäisch? Griechisch? Beides?) dieser frühen Notizen geht er leider nicht ein.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass M.s Buch eine kompetente, knappe Einführung in die relevanten Fragen darstellt, dass als erster Einstieg bestens geeignet ist. Die Fußnoten verweisen auf eine Fülle einschlägiger, auch entlegen publizierter Literatur zum Thema Literatur- und Buchwesen der Antike und verlocken zur Weiterarbeit. Erfreulich ist auch die gute Dokumentation mit Bildmaterial. Auf ein gesondertes Literaturverzeichnis wurde leider verzichtet, dafür gibt es ein ausführliches Sachregister, das ein schnelles Auffinden erlaubt. Das Abkürzungsverzeichnis S. 239–241 ist nicht vollständig und sollte für eine eventuelle Neuauflage ergänzt werden. Die Übersetzung ist weithin gelungen und gut lesbar, lediglich einige Abschnitte und Formulierungen sind missverständlich (z. B. die Bezeichnung „orthodox“ bzw. „Orthodoxie“ für das pharisäisch-rabbinische

Judentum), gelegentlich ist ein Teil des Textes ausgefallen (etwa S. 90 in der 4. Zeile; S. 112 letzter Abschnitt; S. 166 Anm. 32). Kleinere inhaltliche Schwächen offenbaren sich im Bereich der rabbinischen Überlieferung (z. B. uneinheitliche Zitierung der Mischna S. 194 u. ö.). Außerdem muss hier Frühes und Spätes stärker unterschieden werden als es M. tut.

Dennoch: alles in allem ein hilfreiches, im besten Sinne „britisches“ Buch, das die literarischen Theorien an die vorhandenen Fakten und Realien erinnert.

Roland Deines

Wolfgang Reinbold. *Propaganda und Mission im ältesten Christentum: Eine Untersuchung zu den Modalitäten der Ausbreitung der frühen Kirche*. FRLANT, Bd. 188. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2000. Gb., 386 S., 144,-

Im Herbst 1998 von der theologischen Fakultät der Georg-August-Universität zu Göttingen als Habilitationsschrift angenommen, unternimmt die vorliegende Untersuchung den ambitionierten Versuch, die Koordinaten der Ausbreitung des Christentums in seinen ersten Jahrhunderten neu zu vermessen. Das ist ein hoher Anspruch, denn kein Geringerer als Adolf von Harnack hat mit seinem bis heute benutzten grundlegenden Werk *Die Mission und Ausbreitung des Christentums* die Eckpunkte gesetzt (Leipzig 1902, ⁴1924, 1000 S.), die trotz intensiver Detailforschung bislang kaum verrückt worden sind. Danach ist durch die „Missionspredigt in Wort und Tat“ (S. 526) von Glaubensboten im ersten Jahrhundert das Fundament gelegt worden, wonach die Mission abflaute, aber es im zweiten und dritten Jahrhundert gleichsam von selbst in einem Prozess der Ausbreitung immer größer und stärker wurde (S. 342). Daraus hat sich die Vorstellung entwickelt, die Frühzeit der Kirche sei eine Epoche intensiver Mission gewesen, oder, wie Martin Hengel es einmal formulierte, „Geschichte und Theologie des Urchristentums sind ‘Missionsgeschichte’ und ‘Missionstheologie’“ („Die Ursprünge der christlichen Mission“, in: *New Testament Studies* 18, 1972, S. 15–38, S. 38). Was aber, so Reinbolds Ausgangsfrage, bedeutet eigentlich Mission in jener Zeit? Deshalb will er die folgenden Fragen beantworten: „Auf welche Weise breitet sich die Christenheit in neutestamentlicher Zeit aus? Mit welchen Phänomenen haben wir es zu tun? Mit welcher Terminologie lassen sie sich angemessen beschreiben? Welcher Stellenwert kommt der Mission im ältesten Christentum zu?“ (S. 2). Einschränkung wird an späterer Stelle bemerkt, dass es weniger um das Warum der Mission als vielmehr um „das Wie der Verbreitung der ältesten Kirche“ gehen solle (S. 6).

Von zentraler Bedeutung ist bei einem solchen Vorhaben natürlich die Terminolo-